

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----|
| Wilhelmine und Friederike | 13 |
| Erste Trennung | 17 |
| Wilhelmine in Adelshofen | 25 |
| Wilhelmine in Stuttgart | 31 |
| Friedrikes Besuch in Adelshofen | 37 |
| Wilhelmines Besuch in Haberschlacht..... | 40 |
| Friederike in Zaberfeld..... | 50 |
| Friederikes Welt aus den Fugen..... | 52 |
| Wilhelmines Lehr- und Hölderlins Wanderjahre..... | 53 |
| Friederike und Wilhelmine in Stuttgart | 62 |
| Wilhelmine auf dem Weg nach Wien | 70 |
| Wilhelmine in Wien..... | 72 |
| Friederike in Urach | 77 |
| Wilhelmines Rückkehr und Heirat | 81 |
| Große Politik im kleinen Urach | 83 |
| Der rastlose Hölderlin | 87 |
| Das neue Jahrhundert – Krieg und Frieden | 91 |
| Friederikes Reise nach Baden-Baden..... | 95 |
| Pause in Tübingen..... | 95 |
| Übernachtung in Herrenberg | 98 |
| Rast in Dornstetten..... | 101 |
| Übernachtung in Freudenstadt | 102 |
| Wiedersehen mit Wilhelmine in Baden-Baden..... | 103 |
| Abstecher nach Jagsthausen | 112 |
| Mittag in Maulbronn..... | 113 |

| | |
|---|-----|
| Friederikes Besuch in Haberschlacht | 115 |
| Fahrt ins Hohenlohische | 119 |
| Friederike bei Christiane Hegel in Jagsthausen | 121 |
| Düstere Zukunft für den niederen Adel | 126 |
| Besuch im Kloster Schöntal | 130 |
| Württemberg räumt auf | 134 |
| Herzlicher Empfang in der Klosterapotheke | 137 |
| Friederikes Gespräch mit Christiane | 140 |
| Heimreise nach Urach | 142 |
| Wilhelmines Tod | 146 |
| Friederike und Höderlin – ein Gedankenspiel | 148 |
| Die Realität: Friederike als Pfarrfrau in Ohnastetten | 152 |
| Württemberg mit Napoleon in Russland | 154 |
| Das Jahr ohne Sommer | 157 |
| Friederikes Sohn Wilhelm | 161 |
| Friederike als Witwe in Kirchheim | 164 |
| Begegnung mit Mörrike | 166 |
| Wilhelms tragisches Ende | 170 |
| Wilhelms Beerdigung in Haberschlacht | 172 |
| Friederikes Rückkehr nach Brackenheim | 180 |
| Der Grabstein für ihr Kind und Friederikes Tod | 182 |
| Zum Schluss | 186 |
| Epilog | 188 |
| Literaturverzeichnis | 190 |
| Abbildungsverzeichnis | 192 |



Schloss Neipperg

Weggang von Haberschlacht aufgeschrieben, was in einem Jahr so zusammenkam: die Gebühren für Hochzeiten, Taufen, Beerdigungen und die Naturalleistung in Gulden umgerechnet ergaben 474 Gulden, je mehr Kasualien, besonders Hochzeiten, desto besser. Der Neipperger Graf war da etwas knausriger, er war halt katholisch und hielt seinen evangelischen Patronatspfarrer etwas schmaler.

Wilhelmine musste schon bald zum familiären Haushalt beitragen. Der Pfarrgarten war immer groß, Obstwiesen gab es noch zusätzlich, und etwas Vieh gehörte zu jedem Pfarrhaushalt. Dennoch war die Stellung eines Pfarrers privilegiert, und die reichlichen Heiraten innerhalb der Familien – Vikar heiratet Pfarrerstochter – sorgten dafür, dass sich ein feinmaschiges Netz von Beziehungen über das Land legte. Es war eine geschlossene Gesellschaft, die sogenannte altwürttembergische Ehrbarkeit. Wilhelmine jedoch hatte keine Lust, sich in diesem Geflecht einzunisten oder sogar einnisten zu lassen. Was sie in den Unterrichtsstunden ihres Vaters für seine Kostgänger mitbekam – und sie bekam alles mit –, lenkte ihren Sinn auf Anderes, Größeres.

Vielleicht waren es gerade die bescheidenen Verhältnisse der Einkünfte des Neipperger Pfarrers, die diesen veranlassten, sich nach 17 Jahren um die vakante Neipperg'sche Pfarrstelle in Adelshofen zu bewerben. Inzwischen war sein neuer Patronats-herr Leopold von Neipperg im Schloss zu Schwaigern, und der war wohl etwas großzügiger – oder nicht so katholisch. Pfarrer Maisch amte dort bis zu seinem Tode 1801 und begleitete – zunehmend kritisch – den Weg, den seine Älteste einschlug.

Aber waren die Verhältnisse denn nicht auch dabei, sich zu verändern, ja sich zu revolutionieren? Ob die beiden Mädchen auf ihrem von der Herbstsonne nochmals angenehm aufgewärm-

ten Felsen sitzend etwas davon mitbekommen haben? Friederike eher nicht, denn zu Hause hielt man sich aus der Politik heraus, der Vater hatte mit seinen Geldsammelaktionen genug zu tun. Außerdem arbeitete er an einem Buch, das die Herstellung von Traubenkernöl im Herzogtum bekannt machen sollte. Da wurde im Haus hinter dem Studierzimmer fleißig experimentiert, die Presse immer mehr verbessert, die kleinen Kerne aus der Maische gewaschen, und 1785 kam das Büchlein heraus, „zur Gemeinmachung dieser vor das ganze Weinland so nützlichen Erfindung“.

Der Vater war stolz auf sein erstes Buch – weitere Auflagen mit herzoglicher Empfehlung sollten folgen. Er schrieb auch andere Bücher, zum Beispiel Reisebeschreibungen aus Surinam. Das war die Literatur im Haberschlachter Pfarrhaus. Im Neipperger Pfarrhaus könnte dies schon anders gewesen sein. Pfarrer Maisch war ein theologisch gebildeter Kopf, und vom eher Spitzweg'schen Duodezfürstentum sah man mit verwunderten Augen auf das mächtige Württemberg.

Herzog Carl Eugen war als verschwenderischer Barockfürst und als gewalttätiger Despot bekannt. Der Weg auf den Asperg war für jedes Landeskind eine ganz reale Gefahr, wenn der Verkauf an die Holländer ans Kap der guten Hoffnung – Welch ein Euphemismus und Hohn! – nicht sogar die schlimmere Bedrohung darstellte.

Dieser Herzog erfuhr durch seine illegale Beziehung zu einer Geliebten eine deutliche Läuterung: Franziska von Leuthrum, 1774 Reichsgräfin von Hohenheim und zuerst eine von vielen, seit 1791 schließlich, nachdem er sie 1785 geheiratet hatte, auch offiziell Herzogin von Württemberg. Am 11. Februar 1778 ließ der Herzog von allen Kanzeln des Landes, eben auch in Haber-

schlacht (nicht aber in Neipperg), verlesen, „dass er ab sofort seinem Land ein gnädiger Fürst und gütiger Vater sein wolle“. Sein „Fränzle“ hatte aus dem Berserker – württembergisches Erbgut – im Alter noch einen durchaus vernünftigen Regenten gemacht, der sich als Hobbygärtner in seinem Hohenheim viel lieber aufhielt als drunten in Stuttgart oder auf der luxuriös-kalten Dauerbaustelle Ludwigsburg.

Dass er aber just im Jahr zuvor, als unsere Zwei auf ihrem Felsen saßen und Abschied voneinander nehmen mussten, seinen Regimentsmedicus namens Schiller durch heimliche Flucht verlor, das hat man wohl in beiden Pfarrhäusern mitbekommen. In Neipperg war es auch das Gespräch bei Tisch, hier war es ungefährlich, sich dazu zu äußern, und außerdem war ja der Herzog auch katholisch. Wie dem auch sei, das Stücklein, weswegen der Medicus Schiller so plötzlich das Land verließ, war bekannt, die Töne darin höchst ungewohnt und reichlich despektierlich. Aus Frankreich wehte ein frischer Wind über die Höhen des Schwarzwaldes ins Land – da war es auch kein Fehler gewesen, sich von der direkt an der Grenze zu dem unruhigen Herzogtum gelegenen Pfarre ins sichere Hinterland der Neipperg'schen Grafschaft, eben nach Adelshofen, zurückzuziehen.

Wilhelmine aber spitzte die Ohren: Neues, Aufregendes war da auch für sie zu hören, die inzwischen 16 Jahre alte Pfarrerstochter. Andere dachten in diesem Alter wohl heimlich an Heirat. Friederikes Mutter zum Beispiel war gerade 17 Jahre, als Pfarrer Binder sie heiratete. Nicht so Wilhelmine. Stattdessen sitzen die Zwei in der Abendsonne auf ihrem Stein und schwören sich, dass die Versetzung des Vaters keine Trennung auf immer und ewig bedeuten dürfe. Sie wolle auch weiterhin ihre Gedichte hören, beteuert Friederike, und Wilhelmine antwortet, dass so eine junge und doch so verständige Zuhörerin ihrer ers-

Fuße des zur Rechten hoch aufragenden Schönbuchs gen Westen. Friederike erinnerte die Landschaft an das Zabergäu ihrer Kindheit. Die Weinberge stiegen in unzähligen Staffeln und Mauern den Hang hinauf, und hoch oben thronte der Waldsaum, hier und da von rotleuchtenden Steinbrüchen unterbrochen, wo die fleißigen Weinbauern seit Urzeiten die Steine für diese kunstvolle Terrassenlandschaft brachen.

Der Frühling war hier im Ammertal schon deutlich weiter als im heimatlichen Urach, wo die Sonne immer erst gut einen Monat später mit ihren wärmenden Strahlen den Boden des Tales erreichte. Die Wiesen im weiten Talgrund waren schon in voller Blüte, während die Weinberge gerade die ersten mausohrengroßen Blätter zeigten. Es war die gefährlichste Zeit für die Weinberge, weil die gefürchteten Spätfröste oft die Hoffnung eines ganzen Jahres in einer einzigen Nacht zerstörten. Auch dieses Jahr waren die Keller leer, die hindurchziehenden Truppen, die staatlichen Kontributionen und ein Fehlherbst trieben dann halbe Familien in die Fremde.

Friederike erfreute sich aber an der Landschaft und genoss die Reise in vollen Zügen. Zur Linken tauchte die Silhouette der Wurmlinger Kapelle auf, schließlich erschien am Horizont eine gewaltige Kirche – das Ziel, Herrenberg, war nicht mehr fern.

Übernachtung in Herrenberg

Die Kutsche hielt mitten in diesem kleinen, Urach nicht unähnlichen, Städtchen. In Herrenberg gab es Zeit, in den Abendstunden die Staffeln zur Kirche, der „Glucke vom Gäu“, wie sie genannt wurde, hinaufzusteigen. Wie eine Schildmauer stand der mächtige Turm gen Westen, Regen und Sturm trotzend, wenn die Wolken vom Schwarzwald gegen die Höhen des Schön-

buchs anrannten. Warm glänzte das Städtchen in der Abendsonne, und Friederike war von der schönen Aussicht ins weite Land ganz gebannt.

Sie waren im „Hasen“ untergebracht, eine ordentliche Kammer war ihr Nachtlager, also: Unterkunft und Verpflegung gut? Das Essen stand wirklich dem Komfort des Nachtlagers in nichts nach, im Hasen gab's zwar kein Wild, sondern einen gemischten Braten mit den dazugehörigen Teigwaren, den schwäbischen Spätzle, und einem Kartoffelsalat. Und da zeigte sich die wahre Kunst der Wirtin – die Soße einmal ausgenommen.

Dazu ließ sich Friederike dann doch einen Ammertaler Wein vom nahegelegenen Mönchberg reichen. Sie wollte es versuchen und war angenehm überrascht: „Kann man trinken!“, sagte sie, und das war in ihrer Sprache ein dickes Lob. Am nächsten Tag ging's nach einer Morgensuppe – Milch mit Brot – durchs Gäu, denn so heißt diese Ebene zwischen Schönbuch und Schwarzwald.

Der aufmerksame Kenner der schwäbischen Geographie wird sich natürlich schon gefragt haben, warum die Kutsche nicht auf dem direkteren und auch bequemeren Weg von Tübingen über Rottenburg und Horb in den Schwarzwald gefahren ist? Aber da stehen noch zwei Jahre lang die politischen Verhältnisse dagegen, die Straße nämlich bleibt auf württembergischem Territorium, sie ist die alte Verbindung über den Kniebis nach Straßburg.

Die ehemals – aber so lange ist es ja noch gar nicht her – linksrheinischen, württembergischen Territorien wie Reichenweier und Mömpelgard. Rottenburg, Horb: alles Ausland, bei Hirschau, keine Meile von Tübingen entfernt, fängt es schon an. Das kostet Zoll und Zeit, also lässt man's und fährt drum herum.

So geht's gen Nagold. Lange noch sah man im Osten die Wurm-
linger Kapelle grüßen, dahinter in der Ferne die blaue Mauer,
die ihr inzwischen zur zweiten Heimat gewordene Alb. Dann
ging es hinab ins Nagoldtal, dem Flüsschen Nagold entlang bis
Altensteig. Dort steigt die Straße auf die Höhen des Schwarz-
walds, die letzten Schneereste im Schatten der großen Tannen,
die die Chaussee säumten, und als sie aus dem Wald endlich
heraus fuhren, lag vor ihnen die alte Amtsstadt Dornstetten, wo
Mittagsrast gehalten wurde.

Rast in Dornstetten

An der „Linde“ direkt vor dem Tor hielt die Kutsche, der Wirt
hatte ein deftiges Vesper mit Speck und Brot vorbereitet, aber
diesmal verzichtete sie auf den Most, den er in höchsten Tönen
anpries. Sie nützte den kurzen Aufenthalt und erkundete das
kleine Städtchen auf dem schmalen Bergrücken, das eigentlich
nur aus einer Straße und zwei Plätzen bestand. Mächtige Fach-
werkhäuser umstanden den einen, der „Ochsen“ und das Rat-
haus auf der einen Seite, Apotheke und Brunnen auf der ande-
ren. Gleich daneben der Kirchplatz, beherrscht von dem mächtigen
Turm der Martinskirche, daneben hinter einer Mauer das
Pfarrhaus. Zwei große Bauernhäuser und das alte Schulhaus
bildeten den Rahmen, in der Mitte des Platzes ein Jakobusbrun-
nen mit dem württembergischen Wappen. Der Brunnen erinnerte
an die alten Jakobswege über den Schwarzwald, die hier vom
Neckar kommend, das Glatttal herauf und bei Lossburg über
Alpiersbach der Kinzig entlang Richtung Elsass führten.

Hinter der Mauer aus großen Buntsandsteinblöcken hackte
der Herr Pfarrer eigenhändig das Holz für den nächsten Winter,
und die Kinder trugen das gespaltene Holz fleißig in Körben ins
Haus. Da rief das Horn zur Abfahrt, Friederike eilte die Straße

hinaus durchs Tor, man erwartete sie schon. Jetzt ging's in das bereits in der Ferne sichtbare Freudenstadt, das sie am Nachmittag erreichten.

Übernachtung in Freudenstadt

Ihre Post ging ja über den Kniebis weiter, zum Rhein hinunter Richtung Straßburg. Sie musste nach Norden, der Murg entlang ins badische Ausland, diese Post ging aber erst am nächsten Morgen. Am riesigen Marktplatz angekommen, fand sie schräg gegenüber der eigenartigen Winkelhakenkirche eine ordentliche Unterkunft. Diese Kirche wollte sie auf jeden Fall in Augenschein nehmen. Freudenstadt war gerade mal zweihundert Jahre alt, die Handschrift des bedeutendsten Baumeisters Württembergs, Schickhardt, war deutlich zu sehen.

Der Bergbau war der eine Grund für die Anlage dieser Stadt gewesen, der andere die Planung einer neuen Residenz, in der Hoffnung, Straßburg für das Land zu gewinnen. Deshalb der riesige Platz, wo eigentlich das herzogliche Schloss stehen sollte. Ja, so geht's, wenn die Planung ins Gigantische wächst, es hapert halt bei der Ausführung. Die Kirche selbst war in zwei Schiffe geteilt, eines für die Frauen, eines für die Männer, mit einer wunderbaren flach gewölbten Decke und vielen Steinskulpturen. Die Ruhe des Raumes tat Friederike nach der Reise gut, der Lärm des großen Platzes blieb draußen, und die Abendsonne kam warm durch die bunten Fenster.

Diesmal gab es im Gasthof Kraut und Würste, der Wirt hatte wohl gerade geschlachtet. In Urach hätten die Männer nach einem Schnaps gerufen, ihr war das hier nicht möglich, zumal Freudenstadt den Ruf einer frommen, pietistisch geprägten Stadt hatte, schließlich war die Stadtplanung ja so etwas wie die Vor-



3K. 2012.

blicken zu lassen. Doch Veränderung, Umwälzung, Revolutionen gibt's auch im Kleinen, und die treffen genauso wie ein drohendes Weltende alle, auch die Kleinen.

Drüben in Tübingen saß einer in seinem Turm, blickte mit erstaunlich wachen Augen über den dunklen Neckar auf das in der Ferne blaue Band der Alb, verstummt in der Ahnung kommenden Unheils – oder, weil er daran verzweifelte, es nicht verhindern zu können, weil er den Glauben daran verloren hatte. Die Studenten zogen in diesen Tagen mit ihren Fahnen in die Pfalz, um wenigstens ein paar Rechte wieder zu erkämpfen, Reste von dem, was der Mann im Turm einst mit singenden Worten begrüßte.

Wilhelms tragisches Ende

Im Stift begehrte einer der Zöglinge, der Stipendiaten, die auf Staatskosten zu treuen Dienern gemacht werden sollten – Kirchendiener, Staatsdiener, Kirche und Staat waren da immer eins – mit seinen Mitteln auf: Kneipen bis zum Umfallen, lose Reden gegen die da oben, Abnoctieren, das heißt nächtliches Fernbleiben, was zu Karzer oder mindestens Weinenzug führte. Kein Tanz mehr um den Freiheitsbaum, aber wenigstens persönliche Freiheit, freie Berufswahl, statt Theologie Medizin oder sonst irgendetwas, aber auf jeden Fall anderes. Der Stiftler hieß Friedrich Wilhelm Ludwig Schmid. Und die Mutter in Kirchheim weiß davon rein gar nichts. Sie ahnt nicht einmal etwas, weil ihr Wilhelm in der Semestervakanz ihr den braven Studenten vorspielt.

In den Akten des Stifts dagegen werden die Regelverstöße penibel notiert: In der ersten Lokation, Wintersemester 1831/32, wird unter „Gaben“ notiert: „mittelmäßige Fassungskraft, gutes

Gedächtnis“, und unter „Fleiß“: „im Ganzen ziemlich anhaltend, *locus* und *repetitionen* [das sind die obligatorischen Lehrveranstaltungen im Stift] weniger als mittelmäßig, *collegien* [Vorlesungen an der Universität] hat er gehörig besucht.“

Dann aber folgen die Aufzählungen der verhängten Strafen – und die steigern sich von Semester zu Semester. Im Sommersemester 1832 erfolgt eine Bestrafung wegen Trunkenheit. Die drei nächtlichen Ausreißer Wetzell, Frank und Schmid werden „aufgeschrieben“ und dem Ephorat durch die Stiftsdiener gemeldet. Es kommt am 1. September 1832 zu einer hochnotpeinlichen Befragung. Alle drei werden getrennt nacheinander mit jeweils den gleichen Fragen vernommen:

| | |
|---------------------------------|--|
| Wo wart ihr am Donnerstagabend? | Im Museum. |
| Mit wem? | Mit Frank und Wetzell. |
| Sonst noch jemand? | Niemand. |
| Wie viel trankt ihr denn? | Das kann ich nicht mehr genau angeben. |

Dafür gibt es 14 Stunden Karzer – heute noch ist dieser Schau- platz im Original in der Münzgasse in Tübingen unweit des Stif- tes zu besichtigen. Im Wintersemester 1832/33, wegen Schul- den: Neun Stunden Karzer, im Sommersemester 1833, 15. Mai, wegen ungeordneten Betragens und unter Hinweis auf die frühe- ren Bestrafungen erste Androhung des Ultimatums. Ende Juli, wegen Abnoctierens Bestrafung mit vierfacher Annotation, ebenso am 2. August, diesmal mit zwölf Stunden Karzer.

Am darauffolgenden Tag bittet er um Reiseerlaubnis vom 3. bis 6. August, „von dieser kehrte er nicht zurück, indem er sich entleibte“. Was war geschehen? Um sich mit seiner Mutter über seine Entlassung aus dem Seminarverband zu beraten, hatte

er Urlaub erbeten: Das sogenannte „*consilium abeundi*“, also der Rat, freiwillig aus dem Stift auszuschneiden, was das Ende nicht nur seiner Pfarrerlaufbahn, sondern damals wohl auch das Ende jeglicher Karriere in Württemberg bedeutet hätte, auf der anderen Seite verbunden mit dem Verlust des königlichen Stipendiums, was wiederum für die Mutter eine wichtige Sache war, hing über ihm, freilich weniger als Bedrohung, sondern als Aussicht auf Befreiung. Doch der Stiftler begab sich – wohlwissend – „nicht nach Kirchheim, wo sich seine Mutter aufhält“, sondern nach Bönningheim zu Verwandten, wohin ihm seine Mutter nachreist und er sich in der Folge „seiner mit derselben stattgehabten Unterhaltung am 9. August durch einen Pistolenschuss entlebte“.

Im offiziellen Bericht des Oberamts Besigheim wird, verbunden mit dem Wunsch eines Studienwechsels, deutlich „von einer eindringlichen Vorhaltung seitens der Mutter auf den Austritt aus dem Seminar“ gesprochen. So massiv unter Druck gesetzt, bleibt dem „armen Bub“ in der Verzweiflung wohl kein Weg mehr offen.

Wilhelms Beerdigung in Haberschlacht

Was ist damit alles für Friederike zusammengebrochen! Sie war doch wohl guten Glaubens, den Rest ihres Lebens – sie war ja fast 60 Jahre alt – einfach und genügsam, aber in Frieden und Sicherheit vollends verbringen zu dürfen. So wie bei Mörikes, als des Herrn Pfarrers Mutter im Kreise der Familie und der Enkel etwas zu einem guten Ende zu führen. Tod und Sterben verlieren dadurch ihre bedrohliche Macht. Dass da in Ochsenwang eine geplatzte Verlobung die Träume der Mutter zerstört, ist für sie ein schwacher Trost. Friederike wird der Boden unter beiden Füßen weggezogen.